

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 62.

Berlin, Donnerstag den 23. Mai

1844.

Frankreich.

Die Anfänge der National-Oekonomie.

Bauban. — Boisguillebert. — Law.

Ein eben so sicheres als angenehmes Mittel, eine Wissenschaft zu lernen, ist, wenn man ihre Geschichte studirt. Das erste Ausblühen einer großen Entdeckung, das Perumtappen und die Fehler im Anfang, die plötzlichen Erleuchtungen, mit einem Wort die Lehren der Erfahrung, bilden einen Kursus, der anziehender und oft nützlicher ist, als die trockene Auseinanderlegung der abstrakten Prinzipien. Wenn diese Art des Studiums schon bei jeder Wissenschaft ihre Vortheile hat, so tritt dies noch mehr in der National-Oekonomie hervor. Indem man die allmähliche Fortbewegung der administrativen Wissenschaft in den Werken ihrer Meister verfolgt, sieht man gleichsam die Doktrinen und Gesetze, die uns beherrschen, sich entwickeln, und während man die Theorie sich aneignet, macht man sich mit den Schwierigkeiten der Praxis vertraut. Daher ist die Idee, nach welcher jetzt in Paris eine Sammlung der Schriften der berühmtesten Oekonomisten erscheint, so daß sie eine Art ökonomischer Encyclopädie bilden, eine sehr glückliche zu nennen.

Vor der Entstehung der systematischen Schulen, die sich an Quesnay und Smith angeschlossen, hatten die politischen Schriftsteller, indem sie in naiver Weise das Elend ihrer Zeit der Unordnung der Finanzen oder der Seltenheit des Geldes zuschrieben, ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das System der Steuern und auf die Bewegungen des Geldes gerichtet. Wegen dieser Tendenz werden sie heute merkantilische oder finanzielle Oekonomisten genannt. Diese erste Reihe, die von Eugène Daire mit biographischen Skizzen und erklärenden Noten herausgegeben wird, umfaßt fünf Publizisten, unter denen wieder drei die bedeutendsten sind: Bauban, der berühmte Ingenieur, der vorzüglich belehrend ist über den Zustand Frankreichs während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Ludwig's XIV., Boisguillebert, der zuerst die Grundwahrheiten der Wissenschaft ahnte, und Law, der berühmte Finanz-Minister der Regentenschaft.

Heutzutage, wo wir an den regelmäßigen Mechanismus der fiskalischen Einrichtungen, an eine gleiche oder wenigstens von der Mehrheit der Theoretiker für gleich gebaltene Verteilung der Lasten, an eine leichte und wohlwollende Steuer-Erhebung und an eine überreiche Defensivität *) gewöhnt sind, haben wir Mühe, die finanzielle Lage der alten Monarchie zu begreifen. Wenn man die Verwaltung des öffentlichen Vermögens jener Zeit studirt, so empfindet man eine Art Schauer, wie bei der Schilderung einer verborgenen Unthat. Doch dürfen wir jene Zeit nicht zu schnell verurtheilen: wir müssen uns in die Verhältnisse versetzen, aus denen sie hervorgegangen ist.

Die Umwälzung, durch welche das Feudalwesen gestürzt und die moderne Gesellschaft geschaffen wurde, hat auch ihre ökonomische Seite. Das Feudalwesen war ein System, in welchem die sozialen Functionen, und insbesondere der Kriegsdienst, erblich übertragen und mit den Einkünften des zu Lehen gegebenen Besitzes besoldet wurden. Vom höchsten Baron bis zum Leibeigenen herab ärndete Jeder die Früchte seines Boden-Anteils, unter der Bedingung, auf den ersten Ruf seines Herrn in Waffen zu erscheinen. Ein Vorabzug von den jährlichen Einkünften, Gebühren, die bei den verschiedenen Civil-Akten willkürlich erhoben wurden, die gerichtlichen Geldstrafen und Confiscationen bildeten das Budget des Herrn. Nun hätte, abgesehen von der Politik der Könige und dem Aufkommen des Bürgerstandes, eine einzige Thatsache, welche in den unteren Regionen der Gesellschaft vor sich ging, die Feudal-Organisation zerstören müssen, nämlich das Schlechterwerden des Geldes, wodurch der Grundzins oder andere in Geld abgeschätzte Feudal-Abgaben immer kleiner wurden. „Der höhere Nominalwerth des Geldes“ **) sagt der Graf Boulainvilliers, „und die verschiedene Schätzung der Münze hatten den Ertrag der Lehne so sehr herabgesetzt, daß sie, statt ihren Besitzern, wie früher, vollständigen Unterhalt zu gewähren, worauf die Verpflichtung und die Möglichkeit des Dienstes beruhte, um mehr als drei Viertel ihres ursprünglichen Werths verloren hatten.“ Schon zur Zeit des heiligen Ludwig schlug man den Verlust auf vier Fünftel an; was wir heute einen Sou nennen, ist ungefähr der zweitausendste Theil des silbernen Sou, welches der zwanzigste Theil des Pfundes zur Zeit der ersten Belehnungen war. Die

größten Herren wären allmählig in die äußerste Noth gerathen, wenn sie nicht das Defizit ihrer Finanzen durch Räubereien ausgefüllt hätten. Trotz dieser Hülfswelle waren ihre Verlegenheiten zuweilen so groß, daß sie die Könige baten, ihnen zu erlauben, ihre Lehne zu verkürzen, d. h. einen Theil derselben durch den Verkauf an Bürgerliche oder an Männer der Kirche zu verwerthen. Fast alle Fürsten, vorzüglich Philipp der Schöne, Karl V. und Ludwig XI. begünstigten eine Tendenz, die mit ihrer geheimen Politik ganz übereinstimmte. Allmählig fand es sich, daß der Feudaldienst unzureichend geworden war. Jetzt eignete sich das Königthum die Beschützung der allgemeinen Interessen an. Auf den Schlachtfeldern bildeten die Soldaten des Königs, regelmäßige und permanente Truppen, die für Geld angeworben wurden, den Kern der Armee; in der bürgerlichen und gerichtlichen Sphäre traten die Leute des Königs, d. h. die besoldeten und absehbaren Beamten, an die Stelle der erblichen Agenten des Lehnsystems. So konstituirte sich der neuere Monarchismus, ein ökonomisches System, in welchem die öffentlichen Dienste nicht mehr durch den schwankenden Ertrag einer Domaine, sondern durch ein fixes Gehalt in Geld remunerirt wurden.

Die Aufgabe, eine Armee zu unterhalten, eine immer komplizirter werdende Administration zu besolden, hatte nicht wenig Schwierigkeit, zumal in einer Zeit, wo man noch nicht die Mittel kannte, das Geld in raschere Circulation zu bringen. Die besonderen Hülfswellen des Souverains waren beschränkt: die Zerstückelung des Gebiets, der Antagonismus der Provinzen ließen den Gedanken an die Aufstellung eines National-Budgets nicht aufkommen. Das Königthum war damals noch nicht, wie später, eine Incarnation der öffentlichen Macht, und seine Stimme wäre überhört worden, wenn es in guter Absicht und im Namen des gemeinsamen Vaterlandes verlangt hätte, daß Jeder zu den öffentlichen Lasten nach seinen Kräften beitrage. Die Intendanten der Krone vermochten nur durch immer neu erfundene Uebergriffe, Vorwände und Mittel aller Art Ausgaben und Einnahmen in Gleichgewicht zu bringen. Zu dem ursprünglichen Ertrag der königlichen Domaine kamen hinzu die sogenannte taille des gendarmes zur Unterhaltung der regelmäßigen Truppen, die Abgaben der Freilehen oder die Kriegsteuer für die Lehnen, die nicht mehr Kriegsdienst leisteten, die Ablösungs-Renten für Lehngüter, die von Bürgerlichen erworben wurden, die oft betrügerischen Vortheile an der Münze, die Steuer der Juden, der Leihhäuser und der Freibürger, die Geldstrafen und Confiscationen. Eine Unzahl von Gebühren, die gutwillig oder mit Gewalt erhoben wurden, bildeten mit der Zeit ein ziemlich respectables Einnahme-Budget. Mit einem Wort, überall und so viel als möglich nehmen, war die Maxime des Souverains, sich den öffentlichen Lasten so viel als möglich entziehen, das erste Gesetz des Unterthanen. Die inneren Unruhen des sechzehnten Jahrhunderts, die endlosen Kriege des folgenden, die Verschwendungen des Hofes, die Sorglosigkeit der Verwaltung verschlimmerten nur die Unordnung der Finanzen, welche der Krebschaden der alten Monarchie war.

Beim Tode Ludwig's XIV. beliefen sich die vom königlichen Fiskus erhobenen Auflagen auf 166 Millionen; aber diese Ziffer repräsentirte für jene Zeit eine mindestens viermal größere Summe, als gegenwärtig. Einmal sind, wenn man nur den metallischen Werth des Geldes in Betracht zieht, 33 Livres Tournois gleich 50 Francs unserer Münze; zweitens ist es wenig gerechnet, wenn man die Erhöhung des Waarenpreises und der Handarbeit seit hundertfünfzig Jahren auf das Doppelte anschlügt. Das königliche Budget von 1715 würde also in heutigem Gelde 630 Millionen Francs repräsentiren. Eine solche Last, von einer Bevölkerung getragen, die nicht viel neunzehn Millionen überstieg, kommt den stärksten Budgets unserer Zeit gleich. Ueberdies dispensirten die im Namen des Königs erhobenen Steuern nicht vom Kirchenzehnten, von gewissen Feudal-Gebühren und von den verschiedenen Abgaben, die jeder Profession und jeder Lokalität eigenthümlich waren. Noch mehr: um die durch die Exemtionen der privilegierten Stände entstehenden Ausfälle zu decken, mußte man um so viel den Beitrag der gemeinen Steuerpflichtigen erhöhen, so daß für die Meisten von diesen der Druck zuweilen unerträglich war. So wurde die Taille, eine Fundamental-Abgabe, die unserer Grund- und Mobilien-Steuer entsprach, nur zum Theil von den abligen und geistlichen Gütern erhoben. Die pays d'état, d. h. die neuerworbenen Provinzen, die eine Art Repräsentation behalten hatten, wie die Grafschaft Artois, die Franche-Comté, das Elsaß, zahlten nur die wirkliche oder Territorial-Taille; die pays d'élection, die dem Belieben der Steuer-Beamten der Krone unterworfen waren, zahlten noch außerdem die persönliche Taille, die willkürlich von allen Einkünften, welches auch ihre Natur seyn mochte, erhoben wurde. Kein Gesetz ordnete den Betrag der Auflage, und die Un-

*) So sind in der vorletzten Session der französischen Kammern an jedes Mitglied derselben Rechnungen und Dokumente, die 10,220 Seiten einnehmen, verteilt worden.

**) Indem man den Nominalwerth eines Geldstücks erhöhte, verminderte man seinen inneren oder realen Werth.

gleichheit der Provinzen unter einander war weniger auffallend, als die der Personen. Man schickte in jedes Kirchspiel Beamte, welche die Steuer eines Jeden nach dem Vermögen, das man ihm zuschrieb, veranschlagten. Da begann zwischen den Agenten des Fiskus und den Steuerpflichtigen eine widerige Komödie, ein Wettstreit von Ueberlistungen und Unredlichkeiten. Einflußreiche Personen konnten leicht durch Bestechungen oder Drohungen den Controlleur gewinnen; für die kleinen Leute dagegen war es eine Hauptaufgabe, ihren Wohlstand zu verstecken. Die fleißigen Familien vergruben ihr Geld und bemühten sich, arm zu scheinen. Die Denunciation eines eifersüchtigen Nachbarn konnte sie in einen Abgrund von Trübsal stürzen. Wir überkreiben nicht. „Wenn einer mit heiler Haut davonkommt“, sagt Bauban, „so muß er das Bischen Wohlstand, das er hat, so gut verbergen, daß seine Nachbarn keine Ahnung davon haben.“ — „Nicht selten“, fügt der würdige Marschall hinzu, „sah man den reichen Landmann sich des Nothwendigen berauben, sich dem Wind und Wetter mit einem zerlumpten Rock aussetzen, in der Ueberzeugung, daß ein guter Rock den Vorwand hergeben würde, ihn das nächste Jahr höher zu besteuern.“ Was die Art der Eintreibung betrifft, so waren außer Feuer und Schwert alle Mittel erlaubt, um den Steuerpflichtigen zur Zahlung zu zwingen. Das Erscheinen der Einnahmer setzte gewissermaßen ein Dorf in Belagerungszustand. Da sie sich nicht über den Haß, den sie erregten, täuschen konnten, so wagten die Agenten auch nicht, einzeln zu erscheinen, und nur in Compagnieen von sechs oder sieben wohlbewaffneten Leuten verlangten sie im Namen des Königs den Eintritt in jedes Haus.

Die sogenannten aides, die Ein- und Ausgangszölle, die Salzsteuer, die Tabackspacht oder, nach der Sprache unserer Zeit, die indirekten Steuern, die an Compagnieen räuberischer Pächter überlassen waren, erzeugten Mißbräuche, die nicht weniger drückend für den Einzelnen, nicht weniger verderblich für den öffentlichen Wohlstand waren. Man berechnete im vorigen Jahrhundert, daß die Ausgabe, die erforderlich war, um dem Staat 30 Millionen einzubringen, 60 Millionen und der den Eigenthümern zugesetzte Schaden 80 Millionen betrug, so daß man 140 Millionen opferte, um 30 zu gewinnen. Das Salz war durch die Auflagen so vertheuert, daß der Bauer, statt auf die Salzlake zu spekuliren, sich die Würze seiner eigenen Nahrungsmittel nicht gönnte. Es gab sogar viele Provinzen, in denen diese traurige Dekonomie nicht möglich war. Das waren die sogenannten pays de grande gabelle, wo jeder Familienhater genöthigt war, jährlich sein Pflichttheil Salz (le sel du devoir) zu kaufen, d. h. eine gewisse Quantität Salz, die man ihm mit Gewalt zuschickte und die er bezahlen mußte, welches auch seine Bedürfnisse seyn mochten. In dem man einer Gesellschaft die finanzielle Ausbeute eines Landstrichs verpachtete, mußte man sie ermächtigen, diese Lokalität in Barrieren einzuschließen; daher jenes Netz von inländischen Zollstätten, das jeden kommerziellen Aufschwung hinderte. Der Zufall oder die Günst vermehrte oder verminderte die Lasten jedes Bezirks. Es war z. B. eine Zeit, wo man, im Steueramt von Montes, elf verschiedene Zölle entrichten mußte, um Getränke verkaufen zu können; daher fiel auch die Consumtion daselbst in kurzer Zeit von 60,000 Fässer Wein auf 4000. Boisguillebert hat berechnet, daß die von China oder Japan in Frankreich eingeführten Produkte nur um das Vierfache, die im Innern von einer Provinz zur anderen versendeten Liqueure dagegen um das Zwanzigfache ihres Werthes durch die Zölle vertheuert würden, so daß, wie er hinzusetzt, die Bauern des nördlichen Frankreich, welche genöthigt sind, Wasser zu trinken, sich hätten Wein kaufen können, wenn sie, statt aus dem Orleanschen, ihren Bedarf aus China oder Japan bekommen hätten. Obgleich die damals beliebten ökonomischen Theorien den auswärtigen Handel empfahlen, so hatte man doch nicht weniger als 26 Zölle zu bezahlen, ehe man die Produkte der französischen Fabriken zur See ausführen oder die fremden Ladungen landen konnte. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Neapolitanisches Corricolo, von Alex. Dumas.

(Zweiter Artikel.)

(Schluß.)

„Es war an einem Sonntag; die Revue war öffentlich angekündigt worden, und der Marktplatz von Foggia war mit Zuschauern besetzt. Die Bardarelli rückten in vollkommener Ordnung ein, bis an die Zähne bewaffnet, aber ohne eine Spur von Feindseligkeit oder Mißtrauen zu zeigen. Als sie den Platz erreichten, hoben sie die Säbel empor und riefen einstimmig: Viva il Re! Der General erschien auf dem Balkon, um ihren Gruß zu erwidern; der diensthabende Adjutant kam zu ihnen herunter, und nachdem er die Schönheit ihrer Pferde und den guten Zustand ihrer Waffen gelobt, kommandirte er den Parademarsch vor des Generals Fenster vorbei, welchen sie mit einer Präzision ausführten, wie man sie nur von regelmäßigen Truppen gewohnt ist. Sie formirten sich dann wieder in der Mitte des Platzes und stiegen vom Pferde.“

„Der Adjutant begab sich mit der Liste der drei neuen Offiziere in das Haus zurück; die Bardarelli blieben bei ihren Pferden stehen. Da entstand plötzlich eine große Verwirrung und Bewegung unter den Zuschauern; ihre Reihen öffneten sich auf mehreren Punkten, und von jeder Straße, die nach dem Platz führte, sah man eine Kolonne neapolitanischer Truppen vorrücken. Die Bardarelli wurden von allen Seiten umringt. Sie merkten sogleich, daß sie verrathen waren, sprangen daher auf ihre Pferde und zogen die Säbel; aber in demselben Augenblick nahm der General den Hut ab, welches das verabredete Signal war — das Kommando: Faccia in terra! erschallte, die Zu-

schauer warfen sich platt auf die Erde, die Soldaten feuerten über sie, und neun von den Räubern fielen todt oder schwer verwundet nieder. Diejenigen, welche nicht getroffen waren, sahen nun, daß sie keine Gnade zu erwarten hätten; sie flogen ab, bildeten ein dichtes Quarré und schlugen sich nach einem alten Kastell durch, in welchem sie Zuflucht nahmen. Nur zwei von ihnen stürzten sich im Vertrauen auf die Schnelligkeit ihrer Pferde in die feindlichen Reihen, schossen ein Paar Mann nieder, durchbrachen die Andern und entkamen. Die Frau verdankte ihre Rettung einem ähnlichen Wagemuth, das sie auf einem anderen Punkte der feindlichen Linie ausführte. Sie feuerte ihre beiden Pistolen mit tödtlicher Wirkung ab, brach durch den Haufen und galoppirte davon. Die Aufmerksamkeit Aller war nun auf die noch übrigen zwanzig Bardarelli gerichtet, die in dem verfallenen Kastell Schutz gefunden hatten. Die Soldaten rückten gegen sie an, indem sie einander Muth einsprachen und sich auf eine hartnäckige Vertheidigung gefaßt machten; zu ihrem Erstaunen aber kamen sie bis an das Thor des Kastells, ohne daß ein Schuß auf sie gethan wurde. Das Thor war bald eingeschlagen, und die Soldaten verbreiteten sich durch die Hallen und Gallerieen des alten Gebäudes. Aber Alles war still und einsam — die Banditen waren verschwunden.“

„Nachdem man eine Stunde lang jeden Winkel der Ruine durchstöbert hatte, begann man, an dem Erfolg zu verzweifeln. Ueberzeugt, daß ihre Beute ihnen auch diesmal entgangen sey, waren die Verfolger schon im Begriff, sich zu entfernen, als ein Soldat, der sich bückte, um in eine Kellerlufe hineinzusehen, durch einen Schuß getroffen todt niederfiel.“

„Die Bardarelli waren nun zwar entdeckt; ihrer habhaft zu werden, war aber noch immer nicht leicht. Statt daher Leute durch einen direkten Angriff einzubüßen, verstopften die Soldaten das Lufloch mit Steinen, stellten eine Wache vor dasselbe, begaben sich dann nach der Kellerthür, die von innen verammelt war, und häuften brennendes Reisholz und andere feuerfangende Stoffe dagegen, so daß die Treppe sich bald in einen glühenden Ofen verwandelte. Nach kurzer Zeit stürzte die Thür ein, und das Feuer drang wie ein Strom in den Schlupfwinkel der unglücklichen Banditen; es herrschte aber noch immer eine tiefe Stille. Dann wurden zwei Karabinerschüsse gehört; es waren zwei Brüder, die, um ihren Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen, sich gegenseitig erschossen hatten. Einen Augenblick nachher vernahm man eine Explosion; ein Bandit hatte sich in die Flammen gestürzt, und seine Patronentasche war aufgefliegen. Dem Ersticken nahe und ohne Aussicht auf Befreiung, war endlich der Rest dieser Unglücklichen gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; sie wurden durch die Luke heraufgeschleppt, an Händen und Füßen gebunden und ins Gefängniß abgeführt.“

„Die acht Banditen, die sich geweigert hatten, in Foggia zu erscheinen, und die beiden, die entkommen waren, sahen sich gleich wilden Thieren verfolgt, von Berg zu Berge gehetzt und von einem Schlupfwinkel zum anderen getrieben. Einige wurden niedergeschossen, andere von den Bauern verrathen, noch andere ergaben sich freiwillig, so daß vor Ende des Jahres alle Bardarelli entweder todt oder gefangen waren. Die Frau, die eine so männliche Unerblichkeit bewiesen hatte, war die einzige, die jenem Schicksal entging. Man hat nie wieder von ihr gehört.“

Wie reizend das Klima von Neapel auch im Ganzen ist, so findet doch unser Verfasser, daß es einige kleine Unannehmlichkeiten mit sich führt, die seine gepriesene Schönheit zum Theil aufwiegen. Er kehrt eines Abends von einem Ausflug in der Umgegend zurück und hat sich kaum zur Ruhe begeben, als er durch einen plötzlichen Orkan aufgeschreckt wird, der mit tropischer Heftigkeit wüthet.

„Am Mitternacht, als wir Neapel erreichten“, schreibt er, „war das Wetter unvergleichlich, der Himmel wolkenlos, das Meer von keinem Lüftchen gekräuselt. Gegen drei Uhr Morgens wurde ich durch ein furchtbares Getöse erweckt — die Fenster meines Zimmers sprangen auf, und die achtzehn Glasscheiben fielen klirrend zu Boden. Ich sprang aus dem Bette und süßte das Haus wanken. Ich gedachte des älteren Plinius, und da ich nicht Lust hatte, ein gleiches Schicksal zu erfahren, so warf ich mich schnell in die Kleider und eilte in den Korridor hinaus. Wie es scheint, war mein erster Impuls von den anderen Bewohnern des Hotels getheilt worden, indem sie alle mehr oder weniger angekleidet an den Thüren ihrer Zimmer standen; unter ihnen erschien auch Zabin mit einer Phosphorus-Büchse in der Hand und seinem Hunde Milord hinter sich. „Welcher fürchterliche Zug ist hier im Hause!“ sagte er zu mir. Dieser Zug, wie er ihn nannte, hatte so eben das Dach vom Palaste des Prinzen von San Teodoro mit der Dachkammer und mehreren darin schlafenden Bedienten weggeführt. Mein erster Gedanke war an einen Ausbruch des Vesuvs; ein solches Glück war uns aber nicht beschieden — es war nur ein Orkan. Ein Orkan in Neapel ist jedoch nicht ganz dasselbe, was man in anderen Theilen Europa's unter diesem Namen versteht. Von den siebenzig Fenstern des Hotels waren nur drei unbeschädigt geblieben; in sieben bis acht Zimmern war die Decke der Länge nach gespalten und das Haus selbst hatte einen Riß von unten bis oben. Acht Fensterladen waren fortgerissen worden, und die Diensthoten liefen auf der Straße hinter ihnen her, wie man an einem windigen Tage seinem Hute nachläuft. Das zerbrochene Glas wurde weggefegt, aber nach einem Glaser zu schicken und neue Scheiben einsetzen zu lassen, war für den Augenblick unmöglich. In Neapel denkt Niemand daran, um drei Uhr Morgens in seiner Ruhe gestört zu werden, und hätte man auch wirklich neue Scheiben eingesetzt, so würden diese bald das Schicksal der alten getheilt haben. Wir waren daher genöthigt, uns, so gut es gehen wollte, mit den Fensterladen zu behelfen; glücklicherweise hatte ich nur einen verloren. Ich legte mich wieder ins Bett und versuchte, einzuschlafen, aber ein heftiges Gewitter schenkte mich noch einmal auf; ich flüchtete nach den Partier-Zimmern, wo man zum Theil vor dem Sturme ge-

schützt war. Der Regen goss jetzt in Strömen herab, und es erfolgte eine Sündfluth, wie ich sie, außer vielleicht in Kalabrien, noch nie gesehen hatte. Zu einem Augenblick schien die Villa Reale sich in einen Theil des Meeres zu verwandeln; das Wasser drang bis an die Fenster des Erdgeschosses und überschwemmte die Wohnzimmer. Gleich darauf berichteten die Domestiken unserem Wirthe, daß die Keller voll Wasser seyen, die Weinfässer darin umhertrieben und sich gegen einander zerbrachen. Wir sahen dann einen mit Gemüse beladenen Esel die Straße herunterschwimmen; der Strom hatte ihn fortgeführt, er wurde in einen offenen Abzugskanal hineingerissen und ertrank. Der Bauer, dem er gehörte und der gleichfalls fortgeschwemmt wurde, rettete sich nur dadurch, daß er sich an einen Laternenpfahl klammerte. Es fiel in einer Stunde mehr Regen, als in Paris während der zwei feuchtesten Monate des Jahres.

„Zwei Stunden nach Aufhören des Regens war das Wasser verschwunden, und ich bemerkte alsdann den Nutzen, den eine solche Ueberschwemmung in Neapel hervorbringt. Die Straßen waren rein gewaschen, was dort außerdem nie stattfindet.“

Bei einer Schilderung neapolitanischer Zustände konnte der heilige Januarius nicht vergessen werden; Herr Dumas theilt uns mehrere ergötzliche Anekdoten mit, um die unermessliche Popularität zu zeigen, deren dieser Schutzpatron Neapels bei dem Volke genießt. „Ich war eines Tages in der Kirche“, sagt er unter Anderem, „und hörte einen Lazzarone laut beten. Er flehte zu Gott, daß er sich doch für ihn bei dem heiligen Januarius verwenden möchte, um ihn in der Lotterie gewinnen zu lassen!“

Auf eine schlagendere Weise konnten die Religionsbegriffe eines Lazzarone nicht angedeutet werden, und mit diesem kurzen, aber charakteristischen Zuge wollen wir unsere Auszüge aus diesem unterhaltenden Werke schließen.

Arabien.

Zur Geschichte des Juwelenhandels.

Von F. Lebrecht.

II. *)

Maimonides' vorgebliche Annahme des Islams.

Sträubt sich das Gefühl dessen, der Maimonides' Charakter kennt, gegen die Behauptung, es habe sich dieser außerordentliche Geist in die Alltäglichkeit des merkantilschen Lebens verloren; so muß das Sträuben einen Grad von Entrüstung erreichen, wenn man sieht, wie leicht es gewissen Menschen wird, „das Edle zu schwärzen“, wie verleumderisch gewisse Flächlinge dem großen Manne die Märtyrerkraft absprechen und behaupten, er habe bei der Verfolgung von Seiten der Mohaden in Spanien den Turban genommen. Im Bewußtseyn unserer feurigen Vorliebe für M., haben wir unsere verschiedenen Beweise gegen jene Verleumdung, bevor wir sie in die Welt einführten, auf die Folter gespannt, um sie zum Geständniß einer geheimen Verbindung mit unserem günstigen Vorurtheile zu bringen; aber sie stehen rein da, und der öffentliche Richter selbst wird sie von jeder Verbindung dieser Art freisprechen müssen. Stellen wir jetzt die Be- und Entlastungszeugen gegen einander!

Die Belastungszeugen schmelzen zu einer einzigen Person zusammen, und zwar zur Person jenes Dschemal Eddin Alkosti, welcher, wie wir oben gesehen haben, den Juwelen-Handel für Maimonides etabliert hat. Seine Worte finden sich bei Casiri **) und lauten, getreu übersezt, folgendermaßen:

„Als Abdalmumen ben Ali Alkumi, der Sejidide **), der damalige Herrscher über Afrika und Spanien, bekannt machen ließ, daß Christen und Juden... entweder den Islam annehmen oder bei Todesstrafe und Confiscation seine Staaten verlassen sollten, da that es auch M. leid, seine Familie und sein Vermögen aufzugeben, und er nahm daher äußerlich den Glauben Muhammed's an, während er heimlich Ungläubiger blieb. So verhielt er sich, bis er Gelegenheit fand, aus Andalusien zu entkommen, und er ging mit seiner Familie nach Fostat (Alt-Kahira), wo er sich unter den Juden niederließ und wieder öffentlich Jude wurde.“

Nachdem Dschemal Eddin noch andere Beweise seiner Ungenauigkeit giebt, fährt er so fort:

„Maimonides wurde am Ende seines Lebens noch von einem gewissen Abul Arab ben Moisha verfolgt. Dieser, aus Andalusien nach Aegypten kommend, klagte ihn an, daß er in Spanien Moslem geworden sey, und verlangte seine Bestrafung. Allein Abd el Rahim ben Ali Alfad el †) nahm sich des Maimonides an und erklärte, er sey zum Islam gezwungen worden und daher nicht gebunden, darin zu verharren.“

Diese Erzählung des Alkosti wiederholt Abulfaradsch wörtlich ††), ohne weitere Bemerkung, da ihm als Christ ohnehin nicht viel daran lag, ob Maimonides Moslem geworden oder nicht. Da nun Abulfaradsch nicht als selbständige Quelle bei dieser Nachricht gelten kann, vielmehr des Alkosti Worte unverändert wiedergiebt, so bleibt nur dieser Letztere noch als die Quelle des Märchens übrig, und wir haben die Pflicht, die Reinheit derselben zu untersuchen.

Alkosti, der 40 Jahre nach Maimonides starb, war ohne Zweifel einer

*) Val. Nr. 45 des Magazins.

**) Bibliotheca Arabico-Hispana I, 294.

***) Der erste König der Mohaden.

†) Dies ist der langjährige Gönner des Maimonides, der Wesir und Liebling Saladin's. Er wird auch Albalani genannt.

††) Abulfaradsch giebt auch bei anderen Gelegenheiten die Worte Alkosti's wieder, den er auch als seinen Hauptschreiber nennt.

der Ersten, die über diesen Mann geschrieben. Sein Werk: „Geschichte der Gelehrten“, kann nicht vor 1228 entstanden seyn, aber sehr wahrscheinlich vor 1235. *) Von M. selber, den er persönlich gekannt haben mag, da er seine Jugend in Kahira zubrachte, hat er wohl seine Nachrichten nicht empfangen, und bei den Nachlässigkeiten und Unwahrheiten, die in der Biographie auftreten, ist anzunehmen, daß er auch bei den Nachkommen des M. nicht anfragte, vielmehr auf mündliche Gerüchte gebaut, die auf dem weiten Wege zwischen Kahira und Aleppo (wo Alkosti lebte) wohl manches Stadium der Corruption durchlaufen mußten. Verschweigen wir jedoch den wichtigen Umstand nicht, daß der Geschichtschreiber in langjähriger Freundschaft mit dem genannten jüdischen Arzt und Gelehrten Joseph Alsebt stand, welcher selbst ein Lieblingspupille von M. war und bis zu dessen Tod mit ihm auch in der Ferne im intimsten Verhältnis blieb. Die Möglichkeit einer Mittheilung von dieser Seite wird wirklich auch in neuester Zeit von einem französischen Gelehrten **) zur Wahrscheinlichkeit erhoben, um dadurch eine Bürgschaft für die Wahrheit der Beschuldigung zu gewinnen. Allein bei näherer Beleuchtung müssen die Ankläger des M. alle Hoffnung aufgeben, durch diese Annahme ihre Beweiskraft zu verstärken. Denn 1) hat Alkosti sein Werk mehrere Jahre nach Alsebt's Tod geschrieben und kann sich höchstens nur unvollkommen der Aussagen seines verstorbenen Freundes bedienen haben. 2) Unmöglich könnte Alkosti viele andere Ungereimtheiten aus dem Leben des M. bieten, hätte er Mittheilungen von Alsebt gehabt oder diese genau und gewissenhaft benützt. 3) Hätte Alsebt wirklich von seinem Lehrer solche Dinge erzählt, die ihn in Lebensgefahr bringen konnten, so verdient er als verrätherischer und undankbarer Freund keinen Glauben. 4) Endlich, dieser Alsebt ging wirklich früher im Abendlande bei der Verfolgung zum Muhammedanismus über, schwor ihn aber im Morgenlande wieder ab **), und es wäre, wenn auch nicht verzeihlich, doch begreiflich, daß er, seine Schwäche zu decken suchend, sich gern gefallen ließ, wenn man sagte, Maimonides hätte demselben Geschick sich beugen müssen. Jedoch ehe wir unsere Meinung über die möglicherweise durch Joseph Alsebt vermittelten Nachrichten begründen, müssen wir noch einen scheinbaren Belastungszeugen anführen, in dessen Worten aber gerade der Uebergang zu den Entlastungszeugen gefunden wird. Es ist dieser der berühmte Araber Ibn Abu Dsaibia. †)

Dieser, in seiner „Geschichte der Ärzte“, sagt: „Maimonides war der erste Arzt seiner Zeit, sowohl in der Theorie wie in der Praxis... Der Sultan Saladin achtete ihn sehr hoch und nahm ihn zum Arzte... Man sagt, Musa ben Maimun habe sich zum Islam bekant, als er in Magreb (Spanien) war, er habe den Koran auswendig gelernt und die muhammedanische Jurisprudenz studirt, aber in Aegypten angekommen, sey er wieder abgefallen.“

Also ein bloßes „on dit“ ist noch für den fast gleichzeitigen und in Kahira sich aufhaltenden Ibn Abu Dsaibia übriggeblieben, von einer Thatfache, welche der fernlebende Alkosti mit der kühnen Sprache der Gewissheit glaubwürdig zu machen strebt! Das „on dit“ ist aber gerade hier die charakteristische Einkleidungsform, die für die Umstände sich am angemessensten schickt. Denn meine Leser werden schon längst mit mir den Entstehungspunkt der Angabe ins Auge gefaßt haben und werden wissen, daß er lediglich in der Anklage des oben bei Alkosti genannten Andalusiers Abul Arab ben Moisha liegt. Nur muß Alkosti selbst die einzelnen Vorgänge bei der Anklage und Vertheidigung untreu dargestellt haben. Bei ihm heißt es nämlich, Abul Arab ben Moisha sey vom Großkadi mit seiner Anklage deshalb abgewiesen worden, weil ein gezwungener Uebertritt keine bleibende Verbindlichkeit auferlege. Hieraus wäre man zu schließen befugt, M. habe seine Apostasie nicht geleugnet, oder sey derselben überführt und nur von seinem Beschützer, dem Großkadi, durch einen wohlwollenden Spruch gerettet worden. Ganz anders aber tritt die Begebenheit aus dem „Man sagt“ des Ibn Abu Dsaibia heraus, denn dies beweist, daß M. der Schuld wohl bezüchtigt, nicht aber überführt wurde, und „Man sagt“ heißt so viel, als: Abul Arab oder Andere haben ihn angeklagt. Vielleicht hat Joseph Alsebt seinem Freunde Alkosti die Geschichte der Anklage des Abul Arabs nur des Richterspruchs des Kadi wegen erzählt; denn Joseph selbst hat, wie wir oben gesehen, den Turban genommen und ist nachher wieder zum Judenthume zurückgegangen, und er selbst schwebte daher unter der Furcht einer Anklage; es mußte ihm der Richterspruch des ägyptischen Großkadi daher als Präcedenz willkommen seyn.

Habe ich die Belastungszeugen auf den einzigen Abul Arab reduziert, so könnte ich dagegen die Zahl der Entlastungszeugen sehr erhöhen; ich will mich jedoch mit den wichtigeren begnügen und hoffen, daß sie ausreichen werden, den hartnäckigsten Beschuldiger des Maimonides von dessen Unschuld zu überzeugen.

1) Vor Allem hören wir des Angeschuldigten eigene, zum Gesetze niedergeschriebene, Worte im Jad Chasakah ††): „Alles Gesagte (daß man nämlich einzelne Gebote übertreten darf, wenn bei Nichtübertretung man getödtet

*) Das Leben seines Freundes, des jüdischen Gelehrten Joseph Alsebt, welcher 1226 starb, wird im Buche ausführlich beschrieben, und er erzählt, daß er einige Jahre nach dem Tode ihm (Alkosti) erschienen. Um diese Zeit hatte sich Alkosti von den Staatsgeschäften zurückgezogen, um den Wissenschaften zu leben; 1235 aber bewog ihn Malek Al Aziz, das Amt eines Wesirs wieder anzunehmen, und er behielt es bis an seinen Tod.

**) Journal Asiatique 1842 No. 11 p. 37.

***) Er erhält dieselbe von dem jüdischen Juda Alharisi (Eskalemoni cap. L.) mitten unter einem Schwallen von Lobpreisungen einen seinen Stachel.

†) Nähte kurz nach Maimonides. Des Letzteren Sohn, Ibrahim, und Ibn Abu Dsaibia waren zu gleicher Zeit als Ärzte am königl. Hospital zu Kahira um 1230. angestellt.

††) Balchot Jesode Hatora V, 4.

werden soll) findet nur Anwendung, so lange keine allgemeine Verfolgung stattfindet. Dagegen aber, wenn, wie unter Nebuchadnezar, ein grausamer König befiehlt, daß Israel seine Religion verlasse oder auch nur ein Gebot aus den Geboten, da muß man sich erschlagen lassen und darf nicht überleben. . . .“ Daß M. ein Heuchler oder durch andere Laster schlechter Mensch gewesen sey, wagen selbst seine wüthendsten Feinde, deren er seiner Aufklärung wegen genug hatte, nicht zu behaupten. Im Gegentheil erkennen sie mit Bedauern seine hohen Tugenden an, indem sie den Schmerz nicht verbergen können, daß sie in seinem moralischen Leben keinen Gegenstand des Angriffes finden. Würde aber ein solcher Mann die dreiste Stirn gehabt haben, 13 Jahre nach seiner Ankunft in Aegypten obige Worte zu schreiben unter dem bitteren Vorwurfe des eigenen Gewissens, vor 13 Jahren in Spanien diesen Grundsätzen entgegen gehandelt zu haben? Er selber erzählt auch seine Auswanderung aus Spanien und seine Reise über Jerusalem nach Alexandrien, und fügt zuletzt die Worte hinzu: *וְיָדַעְתִּי כִּי אֵין מִלְּפָנָיו ד. ה.* „und so entging ich der zum Uebertritte zwingenden Verfolgung.“ *)

2) Der heftige Streit, welcher in Europa 23 Jahre nach M. Tode über dessen Werk *More Nebuchim* geführt wurde, und an welchem fast alle gelehrte Juden Frankreichs und Spaniens theilnahmen, ließ manche feindliche Gesinnung gegen den Mann laut werden, der es gewagt hat, die kasuistischen Gesezeslehren des Talmud, das Chaos von Erregese und Gebräuchen in eine wunderbare Ordnung zu fügen, und durch den reinsten Ausdruck der Sprache anschaulich zu machen. Selbst wahrhaft fromme Rabbinen aber konnten ihm nicht vergeben, daß er die Geseze, denen man im gottergebenen Wahn viel lieber blindlings gehorcht, unter Dach und Fach der Philosophie brachte, wie er mit Gewandtheit und Freimüthigkeit im genannten *More Nebuchim* that. Sie fürchteten (und es lag viele Wahrheit in ihrer Furcht), eine philosophische Begründung der mosaischen Gebräuche giebt diese einer Kritik der Vernunft preis, und vor solchem Richterstuhl erscheint der orthodoxe Glaube niemals ohne Angst und Widerwillen. Man warf, im Kummer über die Gefahr, in welcher der bisher unantastbar gebliebene Rabbinismus schwebte, dem Urheber der Gefahr vor, es sey ihm gleichgültig oder gar erwünscht, die Pfeiler des angestammten Glaubens zu erschüttern, er wäre selbst ein schwacher Gläubiger. In solcher Stimmung mußte die Annahme, M. sey schon einmal Abtrünniger gewesen, ein kräftiges Wasser auf die Mühle der Feinde seyn, es konnte die stärkste Wort-Waffe für sie seyn, zu sagen: „Sehet, er ist ein turbanisirter Jude gewesen!“ Und dennoch ist es keinem Einzigen beigekommen, dieses zu sagen! Ja, Alcharisi, welcher dem oben genannten Joseph Abulhedschah Alsebtii seinen Uebertritt vorrückt, feiert an derselben Stelle und oft anderswo die Namen des M. ohne die leiseste Andeutung von Abfall. Wären aber die Verfolger so schweigsam geblieben, wenn sie eine Ahnung vom Uebertritte des Mannes gehabt hätten?

3) Der berühmte Abdallatif erzählt in seiner Selbstbiographie bei Ibn Abu Osabia **): „Moses Maimonides besuchte mich. Ich erkannte in ihm einen Mann von hohem Verdienste. . . . Er hat auch für Juden ein Werk geschrieben, betitelt „der Führer“ (*More Nebuchim*). . . . Ich habe das Werk gelesen und gefunden, daß es ein verderbliches Buch ist, geeignet, die Religionsdogmen umzustürzen durch die Mittel, die bestimmt scheinen, dieselben zu festigen.“ Abdallatif lebte seit 1191 mit öfterer Unterbrechung in Kahirra und mußte, da er im Dienste Saladin's und seiner Söhne als ärztlicher Lehrer war, M. Verhältnisse wohl kennen. ***) Um die Zeit von 1190 an muß auch die angebliche Klage des Abularab stattgefunden und Aufsehen gemacht haben. Wie wäre es möglich, daß Abdallatif bei seiner strengen Beurtheilung des *More Nebuchim* †) nicht die so sehr zu solchem Urtheile passende Mähr von der Apostasie giebt? Sie würde nicht nur dem Abdallatif Gelegenheit gegeben haben, in seiner üblen Laune wegen des von ihm gerügten angeblichen Stolzes des M. diesen in einer Blöße darzustellen, sondern sie ist auch an sich wichtig genug, um bei der Charakterbildung des Mannes Erwähnung zu verdienen. Das Schweigen des Abdallatif muß demnach als ein vollgültiger Widerspruch der Thatsache betrachtet werden.

Anstatt aber jetzt noch mehrere Widerlegungsgründe zu entwickeln, wollen wir fragen: War es denn auch schlechthin zur Lebensrettung der Juden damals nöthig, die Religion Muhammed's zu beschwören? Die Zeugnisse der Geschichte sagen: Nein! Die Mohaden geboten Uebertritt oder Auswanderung oder Tod; das Mittlere wählten die meisten Juden, das Erstere gar manche; der Tod aber wurde nur gegen den verhängt, welcher im Lande blieb und öffentlich die Gebräuche der Christen oder Juden übte. Ein öffentlicher, feierlicher Akt der Bekehrung wurde nicht verlangt, nur der öffentliche Kultus der Synagoge und der Kirche wurde verboten, und es konnten Jude und Christ unter dem Scheine des Islams auch den Schutz desselben genießen, ohne ihren Glauben abzuschwören. Tausende von Juden flohen in das christliche Spanien und fanden freundliche Aufnahme, besonders zu Toledo, unter dem Schutze des Kaisers Alfonso. Ohne Zweifel war Maimonides unter den Auswanderern,

*) Siehe *Journal Asiatique* 1842 No. 11 p. 38.

**) *S. Relation de l'Égypte par Abd-Allatif . . . par M. Silvestre de Sacy* pag. 406.

***) Er ist drei Männer wegen, wie er sagt, nach Kahirra gegangen, und davon ist einer unser M.

†) Dieses Urtheil des Muhammedaners wird noch heute von den orthodoxen Rabbinen bestätigt. Das Werk *More Nebuchim* hat nicht nur seine Leser dahin geführt, eine nähere Bekanntschaft mit der heidnischen und arabischen Philosophie zu suchen, sondern hat auch das bisher autokratische Gesez zur beschränkten, durch Debatte erschütterlichen Monarchie gemacht.

und er lebte wahrscheinlich in Almeria, der damals sehr festen und reichsten Handelsstadt Andalusiens. Im Besitze der Christen blieb diese Stadt bis um 1160, wo sie durch Capitulation an die Mohaden kam, die den Einwohnern freien Abzug gestatteten. Daß sich Maimonides zu Almeria nach dem Oriente einschiffte, berichtet Leo Africanus ausdrücklich. *) Es sey mir hier noch erlaubt, die Verwunderung auszudrücken, daß Maimonides, der Stolz des Judenthums und eine der ersten Helden des Menschengeschlechts, inmitten der veredelten jüdischen Literatur noch keinen würdigen Biographen gefunden hat. Welche umfassende Forschungen, welche zahlreiche Lebensbeschreibungen würden ihn zum Gegenstande haben, wäre er nur christlicher Arzt, christlicher Theologe, christlicher Philosoph gewesen!

Mannigfaltiges.

— *Antigone in Paris.* Kaum ist von irgend einer neuen Aufführung schon vorher so viel in den Pariser Blättern gesprochen worden, als von der bevorstehenden Darstellung der „*Antigone*“ des Sophokles auf dem Theater des Odeon. Der junge deutsche Komponist, Herr Julius Stern, früher einer der ausgezeichnetsten Eleven der Berliner Kunst-Akademie, hat das Einstudiren der von Mendelssohn-Bartholdy komponirten Chöre und die Herren Meurice und Bacquerie haben die Bearbeitung des Textes für die Bühne übernommen. Ob der letztere nach bisheriger französischer Weise zugeflucht oder mit größerer Achtung für den griechischen Dichter nach Art der deutschen Uebersetzungen der Alten bearbeitet ist, wird in den uns vorliegenden Berichten nicht gesagt, doch hängt hiervon natürlich ein großer Theil des Erfolgs der Darstellung überhaupt und der Musik insbesondere ab. Die *Revue de Paris* bezeichnet die Herren Meurice und Bacquerie als „etwas angesteckt von den Uebertreibungen der modernen (romantischen) Schule und deshalb wenig geeignet, die griechische Schönheit zu verstehen und auszudrücken“; doch gerade jener moderne Anflug flößt uns eine günstige Erwartung ein, denn ein klassischer Perrückenstock mit steifen Alexandriner-Stiefeln würde den alten Sophokles gewiß völlig unkenntlich gemacht haben.

— *Lebende Bilder.* Herr von Larochefoucauld, Herzog von Doudeauville, hat so eben ein Buch herausgegeben, von dem ganz Paris sich unterhält. Das Buch heißt „*Skizzen und Bildnisse*“ (*Esquisses et Portraits*) und ist in der That eine wahre Bildergalerie von Figuren in Lebensgröße und en busto, von Schattenrissen und von Karikaturen, die alle mögliche Menschen vorstellen: Staatsmänner und Weltleute, Generale und Philosophen, Dichter und Schauspieler, Geistliche und Deputirte, Gräfinnen und Sängerinnen u. s. w. Der Herzog hat es, wie es scheint, seinem berühmten Namensvetter des 17. Jahrhunderts, dem Verfasser der *Pensées*, *Maximes et Reflexions*, nachthun wollen, indem er seine Beobachtungen der Welt und der Gesellschaft in apophoristischer Form niederschrieb und herausgab. Während jedoch der alte Larochefoucauld sich lediglich an die Welt des Geistes hielt, hat sich der Herzog von Larochefoucauld-Doudeauville an die der äußeren Erscheinungen und insbesondere an die der Persönlichkeiten gewandt, wobei es natürlich weder an verlegten Eitelkeiten, noch an kleinen und großen Stanbalden fehlt. Die Bildnisse sind übrigens in ziemlich bunter Reihe aufgehängt und keinesweges auf die französische Nationalität beschränkt, indem man neben Mlle. Rachel Herrn O'Connell, neben Madame Recamier den Fürsten Metternich, neben George Sand den Abbé de Genoude, neben dem Herzog von Bordeaux den Maurensfürsten Abdellader und neben dem Marquis von Custine den Grafen von Nesselrode erblickt. Die Frauen der Pariser Gesellschaft nehmen gleichwohl den meisten Raum in dem Buche ein, und da es ungalant gewesen wäre, solche Damen, die weder einen literarischen, noch einen politischen Namen haben, vollständig zu nennen, besonders wenn ihnen in ihren Portraits eben nicht geschmeichelt ist, so sind dieselben bloß durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet, was einestheils geeignet, die Neugier und die Skandal-sucht zu reizen, und andererseits durchsichtig genug ist, um für Pariser Leser und Leserinnen sämmtliche Figuren erkennbar zu machen.

— *Geschichte Gottes.* *Histoire de Dieu* heißt der eben erschienene erste Theil einer „*christlichen Ikonographie*“ (*Iconographie chrétienne* ist der allgemeine Titel des ganzen Werkes), die Herr Didron, Secrétaire des Comités der schönen Künste, herausgiebt. Es besteht dieser erste Theil aus einem Band in 4^o, in welchem nach Gemälden, Skulpturen, Handschriften, alten Schnitzwerken zc. alle Bilder von Gott dem Vater enthalten sind, wie ihn das Mittelalter dargestellt hat. Die Zeichnungen sind auf das sauberste in Kupfer gestochen, und der erklärende Text ist von Herrn Didron selbst bearbeitet.

— *Geschichte der französischen Akademie.* Eine solche hat so eben ein Herr Tassé unter dem Titel *Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française* erscheinen lassen, worin die Geschichte jedes einzelnen Platzes der Akademie nach seiner seit der Gründung derselben erfolgten Besetzung gegeben wird. Die Arbeiten Pellisson's, des Abbé d'Olivet und d'Alembert's über die Akademie reichen nur bis zum J. 1770, und während diese immer nur eine die andere fortsetzen, gewährt das neue Werk eine vollständige Uebersicht der Geschichte der Akademie seit deren Begründung bis auf die Gegenwart.

*) *De viris illustribus etc. in Fabricius Bibliotheca graeca* XIII.